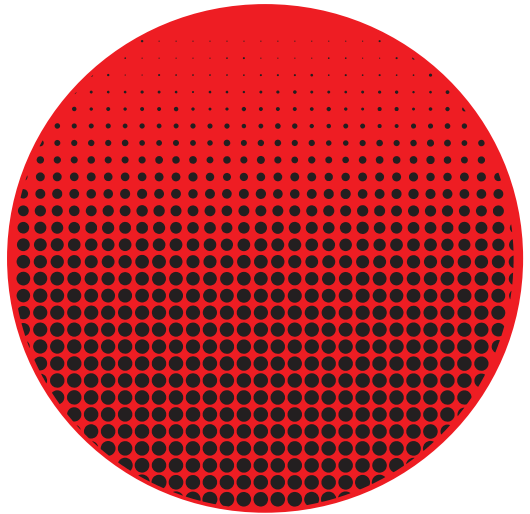


Hanna-Barbara
Gerl-Falkovitz (Hg.)

Jean-Luc
Marion

Studien zum Werk



Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (Hg.)
Jean-Luc Marion. Studien zum Werk

In der französischen Phänomenologie der letzten Jahrzehnte stellt nach Levinas, Ricœur, Derrida und Henry nunmehr Jean-Luc Marion eine auch im deutschsprachigen Raum breit rezipierte Theorie der Gebung/Offenbarung des Phänomens vor, deren Bedeutung für eine innovative, reflexiv verantwortete Lesung von klassischen Themen der Religionsphilosophie stetig im Wachsen ist. Der vorliegende Sammelband widmet sich dem Werk Marions in seinen zentralen Themen: vom gesättigten Phänomen über den idolisierenden Blick und die Kantrezeption bis zum Sinnergebnis, den Reflexionen zum Eros und der Analyse des Bösen. Die Beiträge gestatten Einblicke in aktuelle Werkrezeptionen und lassen ausdrücklich auch Kritik daran zu Wort kommen. Zudem werden zwei (bislang nur auf Französisch vorliegende) Arbeiten Marions in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht.

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, bis Frühjahr 2011 Inhaberin des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der TU Dresden, ist nach ihrer Emeritierung in Dresden Professorin an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. im Stift Heiligenkreuz/Wienerwald; sie gründete und leitet dort das „Europäische Institut für Philosophie und Religion“ (EUPHRat).

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (Hg.)

Jean-Luc Marion

Studien zum Werk

Einleitung

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ

Beiträge von

JEAN-LUC MARION – THOMAS ALFERI – KATHARINA BAUER
SANDRO GORGONE – ROLF KÜHN – LORENZ B. PUNTEL
CLAUDIA SERBAN – HARALD SEUBERT

Junge Forschung

BENJAMIN BAUMANN – JONAS DIEKHANS
MARTIN HÄHNEL – RENÉ KAUFMANN – LASMA PIKRTINA

Verlag Text & Dialog Dresden 2013

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek lists this publication
in the Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data is available
in the Internet at <<http://dnb.ddb.de>>

© 2013 Verlag Text & Dialog
R. Heinen/R. Kaufmann GbR
Konkordienstraße 40 | D-01127 Dresden
Tel.: (+49)351/427 10 30 | M.: 0174/310 77 23 | (+49)351/219 969 56
<http://www.text-dialog.de>
Umschlag: Text & Dialog Dresden
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Satz und Layout: René Kaufmann (Text & Dialog Dresden)
Druck und Bindung: Zeitdruck, Dortmund
Made in Germany.
ISBN 978-3-943897-00-5

INHALT

Einleitung HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ	7
I. QUELLEN	
Sich geben, sich offenbaren JEAN-LUC MARION (übersetzt von Rolf Kühn)	19
Die Rückkehr des verlorenen Sohnes JEAN-LUC MARION (übersetzt von Rolf Kühn)	35
II. KRITIK UND WÜRDIGUNG	
Eine fundamentale und umfassende Kritik der Denkrichtung Jean-Luc Marions LORENZ B. PUNTEL	47
„... die Unfasslichkeit der uns übersteigend-zuvorkommenden Liebe Gottes ...“. Von Balthasar als Orientierung für Marion THOMAS ALFERI	103
Gott und das Sein. Zu einer religionsphilosophischen Grunddifferenz zwischen J.-L. Marion und L. B. Puntel HARALD SEUBERT	127
Bemerkungen zum Beitrag von Harald Seubert LORENZ B. PUNTEL	157
Replik auf Lorenz B. Puntel HARALD SEUBERT	167
Kurzbemerkungen zur „Replik“ von Harald Seubert LORENZ B. PUNTEL	175

Passivität und Zeugenschaft – oder die Verdächtigung des „Subjekts“. Eine radikal-phänomenologische Anfrage an J.-L. Marion ROLF KÜHN	177
Jean-Luc Marion als Leser Kants CLAUDIA SERBAN	199
Von der <i>donation</i> zur <i>interdonation</i> . Interpersonale Beziehungen in der Phänomenologie J.-L. Marions KATHARINA BAUER	217
Idol und Ikone. Die Phänomenologie des Unsichtbaren von J.-L. Marion SANDRO GORGONE	237
III. JUNGE FORSCHUNG: THEMEN UND POSITIONEN	
Geteilte Ansichten. Zum Problem der Perspektivität bei J.-L. Marion und P. Florenskij MARTIN HÄHNEL	257
Das saturierte Phänomen. Über das Unbehagen an der Grenze der Erkenntnis JONAS DIEKHANS	277
Jean-Luc Marion und die Überwindung der <i>Störung durch die Welt</i> . Subjekt und Welt als <i>gesättigte Phänomene</i> BENJAMIN BAUMANN	297
Das Ereignis in der Philosophie von Martin Heidegger und Jean-Luc Marion LASMA PIRKTINA	323
Das Böse in Person. Zu Jean-Luc Marions Hermeneutik des <i>Mysterium iniquitatis</i> RENÉ KAUFMANN	345
Autorinnen und Autoren	357
Personenregister	361

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ

EINLEITUNG

Der Leitgedanke der Sammlung

In der französischen Phänomenologie der letzten Jahrzehnte stellt nach Levinas, Ricœur, Derrida und Henry nunmehr Jean-Luc Marion eine auch im deutschsprachigen Raum breit rezipierte Theorie der Gebung/Offenbarung des Phänomens vor, deren Anwendung für eine innovative, reflexiv verantwortete Lesung von klassischen Themen der Religionsphilosophie stetig im Wachsen ist.

Der geplante Sammelband widmet sich dem Werk Marions im Radius seiner hauptsächlichsten Themen: vom gesättigten Phänomen über den idolisierenden Blick und die Kantrezeption bis zum Sinnereignis, den Reflexionen zum Eros und der Analyse des Bösen. Zwei bisher nur auf Französisch vorliegende Texte Marions eröffnen in deutscher Übersetzung beispielhaft das anschließende kritische Gespräch. Denn bemerkenswert an diesem Band ist, dass auch eine fundierte und konstruktive Kritik an Marion geübt wird. Wie weit geht es in der Tat um einen Neuansatz, der gegenüber Kant, Husserl und Heidegger Grenzen der Phänomenologie aufzubrechen und zu „überwinden“ vorgibt? Oder markiert der Ansatz Marions zwar eine Inversion (Umkehrung) von Grundannahmen der Tradition, aber ohne diese Grundannahmen wirklich zu verlassen, gar zu revolutionieren? Und vermag seine Auseinandersetzung mit Heidegger das Verhältnis von Phänomenologie und Ontologie neu zu bestimmen und nicht nur zugunsten einer variierten Subjektivitätstheorie zu unterlaufen? Leistet die Analyse des gesättigten Phänomens eine Verankerung des Denkens „jenseits des Seins“?

Solche Fragen führen über eine Deutung Marions hinaus zu grundlegenden Fragen des Verhältnisses der Phänomenologie, die einzig vom Bewußtsein und seinen Erlebnisgehalten aus Welt erschließen will, zu einer Ontologie, die das Bewußtsein vorgängig vom Sein her oder korrelativ dazu zu bestimmen sucht. Mit dem „gesättigten Phänomen“ versucht Marion, diesem Vorgängigen als dem Sich-Zeigenden gerecht zu werden, gerade in der Weise, dass das Erscheinende dem Subjekt gegenüber vorrangig wird: dessen Grenzen öffnet, ja, sie zerbricht, bis zum Modus einer pathischen und sogar ekstatischen oder ohnmächtigen Wahrnehmung. Dennoch sucht Marion für das Sich-Zeigende die Begrifflichkeit des Ontischen zu vermeiden, wie in dem herausfordernden Titel „Gott ohne das Sein“ (1982) deutlich wird. In ähnlicher Weise wie Heidegger und sich dessen Kritik der Onto-theo-logie verdankend sucht er ein „Jenseits des Seins“ als Ermöglichungsgrund des Sich-Zeigens zu entfalten, um damit

die Phänomenalität Gottes freizuhalten von „seinhaften“ gleich „verdinglicht“ aufgefaßten Bestimmungen.

Mit diesem Versuch unternimmt Marion nicht allein eine (zunächst Heidegger folgende) Kritik der Ontologie, sondern zugleich auch eine Kritik der klassischen Phänomenologie Husserls. Denn dieser, in Begründung der Phänomenologie in der Moderne, hatte als „Prinzip aller Prinzipien“ formuliert, „daß *jede originär gebende Anschauung eine Rechtsquelle der Erkenntnis* sei, daß *alles, was sich uns in der ‚Intuition‘ originär* (sozusagen in seiner leibhaften Wirklichkeit) *darbietet, einfach hinzunehmen sei, als was es sich gibt*, aber auch *nur in den Schranken, in denen es sich da gibt*.“¹

Damit ist „Anschauung“ oder „Intuition“ über das bloß sinnliche Wahrnehmen hinaus auf alle Seinsebenen des Sich-Zeigenden oder Sich-Gebenden geöffnet (auf alle *noemata* des Gegenständlichen und Ungegenständlichen) und zugleich dem aufnehmenden Bewußtsein (*noesis*) in all seinen Modi zugänglich, etwa in der Weise des Vorstellens, Wertens, Urteilens, Bewunderns, Erlebens. Diese Korrelationen erfassen das Sich-Zeigende als Gegebenheit, das Bewußtsein als „einfach Hinnehmendes“, das weder mehr noch weniger daraus zu „machen“, vielmehr die „Schranken“ des Sich-Zeigenden zu wahren habe. Daraus ergibt sich die epistemologische Verpflichtung des Bewußtseins, dem Phänomen „rein“ gegenüberzutreten, mithin alles in die Klammer der Epoche zu setzen, was vom Sich-Zeigenden ablenken, was die Gebung des Gegebenen entstellen könne. Aus dieser Verpflichtung entsteht im Schülerkreis Husserls die Metapher der „reinen Fensterscheibe“, die das Licht ohne Trübung durchzulassen habe (Edith Stein²), aber auch der nicht zwingende „klassische“ Blick, der die Dinge läßt, „wie sie sind“ (Romano Guardini³).

In der Ausdifferenzierung der Phänomenologie ist dieses „unbeteiligte“ Hinnehmen angefragt und verändert worden. Einerseits wird es fragwürdig bei einer hohen Wertehaltigkeit dessen, was sich im Zeigen geben will, wie es schon Max Scheler⁴ in seiner

- 1 E. Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, Den Haag 1950, Hua III/1, 52 (kursiv von Husserl).
- 2 E. Stein, *Einführung in die Philosophie* (1918), ESGA 8, 14: „Das theoretische Subjekt ist ganz offenes Auge, das ‚uninteressiert‘ – d. h. unbeirrt durch praktische Interessen – in die Welt hineinschaut. [...] ich möchte mich selbst auslöschen [...] wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt [...] geht darauf aus, in völlig selbstloser Hingabe die Sachen selbst zu erfassen.“
- 3 R. Guardini, „Von Goethe und Thomas von Aquin und vom klassischen Geist“ (1924), in: Ders., *In Spiegel und Gleichnis*, Mainz: Grünewald 1932, 21: „Dieser Blick tut keinem Ding Gewalt an. Denn es gibt ja doch eine Gewalttätigkeit schon in der Weise des Sehens. Es gibt eine Art, die Dinge ins Auge zu fassen, die auswählt, wegläßt, unterstreicht und abschwächt [...] damit der Blickende seinen besonderen Willen in ihnen bestätigt finde. Der Blick aber, den ich hier meine, hat Ehrfurcht, die Dinge sein zu lassen, was sie in sich sind. Ja, er scheint eine schöpferische Klarheit zu haben, in welcher sie gar erst zu ihrem vollen Wesen frei werden können; was sie in ihrem Tiefsten sind, in einer ihnen sonst nicht beschiedenen Deutlichkeit und Fülle. Er ermutigt jede Gestalt, jede Kraft, jedes Charakteristische zu seiner vollen Bedeutung.“
- 4 M. Scheler, *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*, Halle: Niemeyer 1913 und

Wertlehre entfaltet hat: Die noetische Aufnahme muß je nach der Ranghöhe des Wertes affektiv, mit adäquater Zustimmung des Beschenkten also, erfolgen – sie nötigt den Rezipienten zu einem Werturteil. Aber zu den „Schranken“ gehört auch die *noesis* selbst, die nur in der Reichweite des (defizitären) Subjekts, im Horizont des Ich, agieren kann. Selbst wenn es sich nicht um das empirische Ich handelt, das naturgemäß ohnehin beschränkt ist, sondern um das transzendente Ego, so gilt doch auch hier, dass alle Erkenntnis subjektivitätstheoretisch „gefiltert“ ist, also an der Intention des Erkennenden hängt.

Erst dann wäre das Hinnehmen als „reines“ herausgefordert, wenn die Erkenntnis (das Entgegennehmen) in ein Sich-Geschehen-Lassen oder sogar ein Erleiden anstelle des eigenen Zugreifens gedrängt wird. Der Primat des Bewußtseins (des Erkennenden) wird dann vom Primat des Ereignisses (des Phänomens) angegriffen, vielleicht zerstört. Es ist bedenkenswert, ob ein solches Überwältigtwerden (im platonischen Sinn *mania* oder *ekstasis*) die Korrelation zwischen *noesis* und *noema* nicht notwendig aufreißt, die intentionalen „Schranken“ der *noesis* übersteigt und auf den Vor-Rang des Sich-Zeigenden verweist. Dieses wäre im strengen Sinn kein *noema* mehr. Allerdings stellt sich dann die Frage seiner Un-Erkenntbarkeit vertieft, denn auch das Übersteigen muß als solches wahrgenommen werden, wenn es nicht in jenem „ganz Anderen“ versacken will.

Die entsprechende Leitfrage Marions lautet: Gibt es die Kundgabe eines Unbegreiflichen, das die phänomenologische Methode überfordert? Gibt es ein Erscheinen und Sich-Zeigen, das auf keine Intentionalität trifft, sie sogar außer Kraft setzt? Gibt es eine Sinnvorgabe, die weder vorhersehbar noch prognostizierbar ist, sondern durch ein „Ereignis“ einbricht?

Diese Leitfrage zielt auf eine Transformation der Phänomenologie, die von einem methodisch Sich-Entziehenden überrascht werden kann. Unter dieser Fragestellung hat Marion Husserls phänomenologischen Blick in seiner (allerdings unbeabsichtigten) sachlichen Einengung untersucht, womit er die Grundfesten der Phänomenologie antastet. Die Fixierung auf Intentionalität, die angeblich alles Erkennen konstituiert, führt dazu, dass vom „entschlossenen“ Blick das Wirkliche einzig in der vom Sehenden abgemessenen Reichweite zugelassen wird. So führt bereits Husserls methodische Fassung der Intentionalität nach Marion unreflektiert zu einem „idolisierenden“ Blick auf die Phänomene.⁵ Erschöpft sich doch der intentionale Blick zielgerichtet im Erblickbaren; er „stellt“ seinen Gegenstand, ohne darin die Spiegelung des Eigen-Willens im Idolisierten zu erkennen. Der Kontrollblick macht den Betrachter selbst undurchsichtbar zum Kontrolleur. Es ist die Starrheit des Blicks, die zur (unerkannten) Starrheit

1916.

5 J.-L. Marion, „Idol und Bild“, in: B. Casper (Hg.), *Phänomenologie des Idols*, Freiburg: Alber 1981, 107–132.

des Idols führt. Aber: Kann sich Wirkliches noch als es selbst zeigen (*phainomenein*), solange die begrenzte Ab-Sicht wirkt? Denn sowohl das Subjekt selbst als auch die Einrahmung in einen „Horizont“ begrenzen den Blickwinkel, unter dem sich das Erscheinende zeigen „darf“. So lautet Marions Vorwurf an Husserl: „Die Phänomenologie kehrt zu den Sachen selbst zurück, indem sie sie sichtbar, phänomenal macht. Sie setzt die Sachen selbst in Szene. Diese Inszenierung entfaltet sich in einem Horizont.“⁶

Mit diesem (begrenzenden) Horizont wird nach Marion auch das Göttliche zum Idol, wenn es im *templum*, dem „Abgemessenen“ schlechthin, verortet wird⁷, und auch das lateinische Wort *sanctum* (*sancire* = einzäunen) führt nicht aus dem Abgezirkelten heraus. Mit dem zugewiesenen Radius mutiert das Sich-Zeigende zum selbsterstellten Götzen, während das wirkliche Bild und Bild des Wirklichen von seinem Unsichtbaren lebt, vom Geschehenlassen eines Unfaßbaren. Denn das Phänomen enthält mehr als das Geschaute, es lebt von der Distanz zwischen dem Blick und der unauslotbaren Tiefe des Sich-Zeigenden: „Das Wesentliche im Blick [...] kommt ihm von anderswoher zu, oder vielmehr: kommt ihm als dieses Anderswo zu.“⁸

Solchermaßen bricht eine „Gegen-Richtung“ (*contre-intentionnalité*) in das gegenstandsbezogene Bewußtsein ein: das *Sinnereignis*.⁹ Erst damit wird grundsätzlich Neues denkbar: Nicht nur das immer schon (latent) Intendierte erweist sich als gegenwärtig und wird nur in anderen Facetten sichtbar. Das „gegenlaufende“ Ereignis fordert überraschend das gewohnte Erleben eines Subjekts heraus, mehr noch: Es verändert das Denken, holt es aus seiner prognostizierenden Logik heraus.¹⁰ Das Sinnereignis vollzieht einen Aufprall im Denken, der ein unbekanntes Gegenüber verrät.

Derrida stellt eine ähnliche Frage verschlüsselt: „Kann man dann, mit all der gebotenen Präzision, einen nicht-philosophischen Ort ausmachen, einen Ort der Äußerlichkeit oder der Andersheit, von dem aus man noch *über die Philosophie* sprechen kann? [...] Unter welchen Bedingungen könnte man demnach für ein Philosophem im allgemeinen eine *Grenze bezeichnen*, eine Randzone, die es sich nicht ad infinitum wieder aneignen, als die seine *konzipieren* kann, indem es im voraus den Prozeß seiner Entäußerung (wieder, immer wieder Hegel) hervorbringt und in sich zurücknimmt?“¹¹

6 J.-L. Marion, „Aspekte der Religionsphänomenologie: Grund, Horizont und Offenbarung“, in: M. Gabriel / H. Joas (Hg.), *Von der Ursprünglichkeit der Gabe. Jean-Luc Marions Phänomenologie in der Diskussion*, München/Freiburg: Alber 2007, 33.

7 Marion, *Idol und Bild*, a. a. O., 114.

8 Ebd., 128.

9 Marion, *Aspekte*, a. a. O., 15–36.

10 Vgl. M. Rölli, *Ereignis auf Französisch*, München: Fink 2004.

11 J. Derrida, „Tympanon“ (1988), in: R. Elberfeld (Hg.), *Was ist Philosophie? Programmatische Texte von Platon bis Derrida*, Stuttgart: reclam 2006, 241f.

Der Verdacht einer Beschränkung des Erlebens auf die unhintergehbare Intentionalität des Erkennens meldet sich, so muß Marion einräumen, schon bei Husserl, der selbst eine genetische Phänomenologie der Passivität im Ansatz entwickelt, aber nicht ausgeführt hat. Husserl „bemerkte ausdrücklich, daß die ‚absolute Gegebenheit ein Letztes ist‘ und kein erstes Prinzip. [...] Als Prinzip taucht daher die genannte Gegen-Methode *a posteriori* auf, um dank der Reduktion im Erscheinen zu entscheiden, was wirklich den Titel ‚gegebenes Phänomen‘ verdient. Kurz gesagt stellt dieses Prinzip fest, ob etwas *sich* absolut gegeben hat oder nicht. Und genau diese Aposteriorität will dem Phänomen grundsätzlich die Initiative lassen von sich selbst her zu erscheinen, so daß kein Prinzip im allgemeinen eher als Bedingungsermöglichung auftritt – auch nicht das Ego als konstituierendes. Zum Wesen des Phänomens gehört daher die Grundeinsicht, daß die Evidenz mehr gibt als einen psychischen Zustand oder Bewußtseinserlebnisse, denn selbst in ihrer sättigenden Klarheit bringt sie das Erscheinen eines Nicht-Bewußtseins herbei, nämlich das *Nicht-Evidente des Phänomens selber*.“¹²

Marion schließt daraus: „Dieses Sichzeigen ist die Aufgabe der Phänomenologie schlechthin, denn sie begründet keine metaphysische Erkenntnis [...] mehr, sondern sie will *das Erscheinen selbst erscheinen lassen*.“¹³ Damit wird unterstrichen, dass die Bestimmung des Subjekts nicht im Agieren, sondern im Sich-Zukommen-Lassen, im Außer-Kraft-Gesetztsein und sogar Überwältigtwerden besteht. Von daher ist paradigmatisch der Vorgang der religiösen Offenbarung als Ereignis neu bedenkenswert, ohne dass eine derartige Phänomenologie – Marions Absicht nach – deswegen Theologie oder Metaphysik würde.¹⁴ Im Gegenteil: Gott „jenseits des Möglichen“, nämlich nicht eingeschränkt von transzendentalen Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens, wird damit auch nicht in *geschichtlicher* (inkarnatorischer) Verwirklichung thematisiert. Diese bleibt schlechthin *formal* „Ereignis“.

Die Beiträge

Solche Ausführungen haben Marions gedankliche Anstrengung gleichsam von der Erkenntnistheorie zu einer (formalen) Theorie von Offenbarung verschoben, und die in diesem Band behandelten Themenfelder bewegen sich mehrfach im Horizont religionsphilosophisch reflektierter biblischer Topoi. Dennoch bleiben Fragen insbesondere methodischer Art offen, wenn man sich in den Gedankengang einliest.

Um den schwierigsten Punkt anzusprechen, der mit Lorenz B. Puntel eröffnet wird: Ist es überzeugend, das Erscheinenlassen des Erscheinens in seiner puren Formalität

12 Marion, *Aspekte*, a. a. O., 41.

13 J.-L. Marion, „Reduktive ‚Gegen-Methode‘ und Faltung der Gegebenheit“, in: M. Gabel / H. Joas (Hg.), a. a. O., 37.

14 Dieser Vorwurf ist Marion mehrfach gemacht worden; vgl. seine Antwort in: „Sättigung als Banalität“, in: M. Gabel / H. Joas (Hg.), a. a. O., 99–106.

abzulösen von jeder Reflexion einer ontologischen Verankerung? Wieviel Sein erscheint im Schein? Wie verhält sich das Wie des Erscheinens zum Was der Erscheinung? Läßt sich die Frage nach dem Was als dem Realgrund der Erscheinung folgenlos eliminieren? Ist das begriffliche Besteck der Ontologie, insbesondere die von Heidegger wieder entborgene ontologische Differenz, tatsächlich zu stumpf, um sich gegen eine unstatthafte Verdinglichung des Sich-Zeigenden zu wehren? Diese Fragen werden virulent im Blick auf das Sich-Zeigen (die Epiphanie) des Göttlichen; der frühe Titel *Dieu sans l'être* unterstellt dem Seinsbegriff ja bereits den bekannten Mangel: die unzulässige Abwertung Gottes zum höchsten Seienden. Nach Marions Deutung von Theophanie bietet sich daher nur ein Verzicht überhaupt auf ontologisches Sprechen an, wofür er Dionysius Areopagita, aber auch teilweise Augustinus und Thomas von Aquin zu Kronzeugen machen will. Demgegenüber weist Puntel sowohl sprachanalytisch als auch systematisch auf den ebenso handgreiflichen wie unvermeidlichen Einbezug ontologischer Kategorien bei Marion hin. Dies um so mehr, als mit der Tradition von Augustinus über Thomas von Aquin bis zu Hans Urs von Balthasar (auf welchen sich Marion ebenfalls teilweise beruft) eindeutig kein Widerspruch zwischen Liebe und Sein (als höchstem Akt der Liebe verstanden) herausgelesen werden könne.

Thomas Alferi geht in der Nachzeichnung der biographischen Genese von Marions Denken auf das Paradigma der „Unfasslichkeit“ der Liebe Gottes bei Balthasar ein. Negativitätstheologisch fordert solche Unfasslichkeit einen Denkversuch *sui generis* heraus. Balthasar habe Liebe über das Sein bestimmt (in der Tat anders als Marion), teilweise aber auch über die in sich freie Freiheit Gottes, und damit außer dem ontologischen einen weiteren Denkweg eingeschlagen. Mit letzterer Antwort bleibe die Herausforderung eines mehr oder minder adäquaten Zugangs zum Unfasslichen tieferen Denkanstrengungen vorbehalten.

In anderer Weise versucht Harald Seubert zwischen Marion und Puntel ein religionsphilosophisches Gespräch zu ermöglichen, indem er auf den Unterschied im Theorierahmen zwischen Phänomenologie, Ontologie und Sprachanalytik und die daraus folgenden Wirklichkeitsanalysen hinweist, aber ebenso Ansätze der Vermittelbarkeit sieht und weiter voranzutreiben sucht. Diese Hermeneutik rief ablehnend kommentierende „Bemerkungen“ Puntels hervor, was wiederum eine „Replik“ Seuberts zur Folge hatte. Wir dokumentieren diesen kritischen Austausch, um die jeweilige Argumentation und die evidente Schwierigkeit eines vermittelnden Abgleichs deutlich vor Augen zu führen.

Um die mögliche revolutionäre Potenz von Marions angestrebter Weiterung der Phänomenologie herauszuarbeiten, stellt Claudia Serban die Bezüge auf Kant heraus. Insbesondere zeigt sich dessen Einfluß auf Marions Theorie des gesättigten Phänomens durch den ästhetischen Begriff des „Erhabenen“, das durch ein Übermaß der Anschauung über den Begriff zustande komme (was allerdings bei Kant Ausnahme bleibt). Auf dieser Spur intendiere Marion einen Radikalisierung Kants (und Husserls) im Sinne der

Befreiung des Erkennens von subjektiven Bedingungen zugunsten der „Autonomie“ des Sich-Zeigenden. Der kantische Gedanke der „negativen Gewissheit“ (z. B. von der Unmöglichkeit, die Unmöglichkeit Gottes zu beweisen), wird bei Marion erkenntnistheoretisch genutzt, um Nicht-Gegenständliches, etwa das gesättigte Phänomen oder Ereignis, fassen zu können: als Widerspruch gegen jeden Versuch der Bedingtheit und Gegenständlichkeit; oder positiv: als Möglichkeit des (Denk-)Unmöglichen (im Blick auf Gott). Insgesamt bleibe Marion dem Erbe Kants von Anschauung und Begriff auch in dessen Inversion verhaftet.

Rolf Kühn stellt eine weitere „radikal-phänomenologische Anfrage an Marion“, indem er der Passivität der „Zeugenschaft“ im Erkennen nachgeht, um eine implizite „Verdächtigung des Subjekts“ auszuräumen. Denn im Verhältnis von Effekt und Affekt – Effekt (des phänomenalen Sich-Zeigens) und Affekt (des antwortenden Subjekts) – ist bei Marion Gebung (Effekt) letzt-reduktiv zu denken: d. h. als Vollzug ohne Gegebenes. Was aber gibt sich wie? Kühns Kritik zielt darauf, Marion verbleibe letztlich im Monismus eines Sich-Gebens ohne subsistierenden Träger, ohne Adressaten und ohne isolierbare Gabe. Es bleibe nur ein Abstand im Sich-Zeigen selbst, eine Differenz im „sich“, ein „Anruf“, der material leer und neutral gedacht wird. Kühn argumentiert umgekehrt (mit Michel Henry) mit dem Leben als der einzig denkbaren Selbstgebung gleich einer immemorialen Selbststoffenbarung (von Fülle); keineswegs könne daher jene leere formalisierte Gebung dem Leben – wie teilweise bei Marion – vorgeordnet werden. Letztlich impliziere gerade die Selbstgebung des Lebens eine Phänomenologie der Liebe: als intersubjektive Ethik der Hingabe.

Katharina Bauer zieht die gedankliche Linie vom Schlüsselbegriff *donation* zur *interdonation*. Person ist – neben anderen Phänomenen wie Ereignis, Idol, Leib, Ikone – explizit als „gesättigt“ zu verstehen. Insofern begegnet der Andere privilegiert als jene Erscheinung, in welcher alle ursprünglich gleichrangigen gesättigten Phänomene kulminieren. Inwieweit das Empfangen und die Entfaltung eigener und fremder Phänomenalität durch den Austausch mit anderen Personen vollzogen wird und welche Rolle in dieser Hinsicht das (notwendig interpersonale) Phänomen der Gabe spielt – diese Fragestellungen führen zwingend zu einer Phänomenologie der Liebe/des Eros. In der Liebe „erscheint“ die zum Paradigma verdichtete Erfahrung, sich selbst zu empfangen aus dem, was und wen man empfängt.

In Marions Entwurf einer Gegen-Intentionalität ordnet sich auch die Unterscheidung ein von Idol (Subjektbespiegelung im verdinglichten „Göttlichen“) und Ikone (Hineingezogenwerden des subjektiven Blicks in ein unergründliches Angeblicktwerden). Sandro Gorgone entfaltet Marions frühe Phänomenologie von Idol versus Ikone als Absage an die Philosophie der Neuzeit, die in idolatrischer Weise vom vorgestellten Weltbild eines dominanten Subjekts ausgehe. Dieses „Vorgestellte“ findet seinen spezifischen Ausdruck in der Kunst der Perspektive, in der die Fluchtlinien vom Auge des Betrachters ausgehen, um die Gegenstände dorthin einzupassen. Stattdessen verzichtet

die Ikone auf die Zentralperspektive: Es komme zur Umkehr der Blickrichtung, worin sich das Unsichtbare als unerschöpflich Sichtbares zeige.

In einer dritten Abteilung wird „Junge Forschung zu Marion“ anhand verschiedener Brennpunkte seiner Themen vorgestellt.

Martin Hähnel vertieft die Hermeneutik der Ikone anhand der berühmten Theorie Pawel Florenskijs im Vergleich zu Marion. Während dieser den Anschauungsüberschuss der Ikone von der Wirkung auf den Betrachter her entschlüsselt, bezieht sich der geniale russische Denker auf das Kunstwerk selbst und dessen Charakter des „Antlitzes“: als der höchsten Erscheinung des Geistigen. Wichtig bleibt bei Florenskij der dezentralisierte (unperspektivische) Blick des Betrachters, der viele Blickwinkel anderer neben sich weiß, während von dem Antlitz der Ikone, ähnlich wie bei Levinas, eine starke Aufforderung ausgeht. Sie befolgen heißt einen Weg zum Ethos, zur Wahrheit und zum Kult einzuschlagen. Bereits bei Florenskij nimmt also der Betrachter die Ikone als Offenbarung entgegen, um sich ihrem Imperativ auszusetzen.

Wichtige Positionen Marions (hilfreich für noch wenig eingeleseene Studierende) werden in weiteren Darstellungen reformuliert, aber auch angefragt; insbesondere die Theorie des gesättigten, über den Begriff in die überbordende Anschauung hinauschießenden Phänomens durch Jonas Diekhans (Das gesättigte Phänomen in ungegenständlicher Erfahrung) und Benjamin Baumann (Subjekt und Welt als gesättigte Phänomene). Als Grundproblem zeigt sich: Gesättigte Phänomene sind satt an einer Fülle, die die Armut unseres Entgegennehmens beschämt. Aber diese Armut korrespondiert doch wiederum einem Reichtum des Sich-Zeigens, weil sie an ihm erkennbar wird. Wird dann nicht das „Mißtrauen“ in das „defizitäre“ oder begrenzte Erkenntnissubjekt auch zum Mißtrauen gegenüber der Kraft dessen, „was sich zeigt“?

Lasma Pirkina differenziert den Schlüsselbegriff „Ereignis“ bei Heidegger: als das „Seyn“ selbst, das als Ereignis west; als „Fügungen“ (Anklang, Zuspiel, Sprung, Gründung, die Zukünftigen, der letzte Gott); zuletzt als das künftige Einbrechen und gleichzeitige Sich-Fügen des Seins in nicht-objekthafter Fülle. Marions „Ereignis“ führe formalisiert zum Phänomen selbst als einer immanenten Gebung (ohne Geber), bestimmt durch Anamorphose, Kontingenz, Faktizität, Individuation. Trotz der Differenzen im Ansatz seien Marions Weiterführungen bei Heidegger grundgelegt.

René Kaufmann legt den nichtenden Kreislauf des Bösen nach Marion in der – zunächst „gerecht“ erscheinenden – Rache frei, die in einem eigenartigen Überschlag der eingeforderten Gerechtigkeit den anderen anonymisiert (entpersonalisiert) und ihn ebenso wie sich selbst daraufhin destruiert (Über das Böse in Person).

Insgesamt sucht der Sammelband eine kritische Würdigung Marions vorzulegen – in der Hoffnung, dass die darin zutage tretende Kritik das philosophische Gespräch anspricht. In der Mitte dieses phänomenologischen Diskurses stehen jedenfalls religionsphilosophische Fragen von höchster theoretischer Bedeutung. Genannt sei nur die Frage, ob und wie Offenbarung (z. B. die konkrete, biblische) überhaupt denkbar

= möglich sei. Wenn aber das „Erscheinenlassen des Erscheinenden“ im Zuge einer immer weitergehenden Epoche zu einer Leerformel bloßen Vollzugs wird, ist nicht geklärt, wer oder was überhaupt erscheinen *läßt*, wer oder was das Ich oder Es des *Sich*-Gebens ist, nicht zuletzt: wem erscheint und gegeben wird. Erst damit könnte sich die Gültigkeit der *donation* als *interdonation* erweisen. Auf welche Weise könnte Eros (oder auch: Gott) „jenseits“ seiner konkreten Manifestationen aufscheinen? Blicke dann die Phänomenologie der Liebe noch gültig, die hieß: sich selbst zu empfangen aus dem, was und wen man empfängt?

Genügt es in Zukunft, Phänomenalität (auch Gott) „jenseits des Seins“ oder „jenseits des (Denk-)Möglichen“ zu denken oder vergibt man damit nicht nur einen Großteil der europäischen Tradition, sondern entzieht sich auch – anders als die in der konkreten Offenbarung verankerte negative Theologie – Phänomenologie in eine nur noch formale, auf das Nicht-Unmögliche reduzierte Negativität? Wenn sie die Bedingungen immer weiter reduktiv ausschaltet, unter denen Wirkliches erscheinen *kann* – steht sie, so subtil sie auch sein mag, dem Anspruch der Vernunft noch offen, Wirkliches zu vernehmen?

Letztlich bleibt zu danken dem Übersetzer Rolf Kühn. Vor allem aber gebührt Dank dem Verleger des Buches, René Kaufmann M. A., der den Sammelband in den *Formalia* vorzüglich mitbearbeitet hat.

Ginostra, September 2012

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

In der französischen Phänomenologie der letzten Jahrzehnte stellt nach Levinas, Ricoeur, Derrida und Henry nunmehr Jean-Luc Marion eine auch im deutschsprachigen Raum breit rezipierte Theorie der Gebung/Offenbarung des Phänomens vor, deren Bedeutung für eine innovative, reflexiv verantwortete Lesung von klassischen Themen der Religionsphilosophie stetig im Wachsen ist.

Der vorliegende Sammelband widmet sich dem Werk Marions in seinen zentralen Themen: vom gesättigten Phänomen über den idolisierenden Blick und die Kantrezeption bis zum Sinnereignis, den Reflexionen zum Eros und der Analyse des Bösen.

Die Beiträge gestatten Einblicke in aktuelle Werkrezeptionen und lassen ausdrücklich auch Kritik zu Wort kommen.

Zudem werden zwei (bislang nur auf Französisch vorliegende) Arbeiten Marions erstmals in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht.

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, bis Frühjahr 2011 Inhaberin des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der TU Dresden, ist nach ihrer Emeritierung in Dresden Professorin an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. im Stift Heiligenkreuz/Wienerwald; sie gründete und leitet dort das „Europäische Institut für Philosophie und Religion“ (EUPHRat).

Gerl-Falkovitz (Hg.)
Jean-Luc Marion
Studien zum Werk

Text & Dialog
www.text-dialog.de

ISBN 978-3-943897-00-5

